



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Doch leuchtete nicht die Laterne, sondern die flammende Julisonne, die noch höher am Himmel hing und schon seit langer Zeit angezündet und aufgezogen sein mochte. Auf der Straße wimmelte es von Soldaten.

Im Schlafe war ich, ohne zu wissen wie, mitten in den Krieg geraten, als ob mich ein Wunschmantel hineingetragen hätte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom wissenschaftlichen Materialismus. Man muß es den beiden alten Knaben, Büchner und Vogt, lassen, daß sie sich rechtschaffen Mühe geben, mit den übrigen jungen Alten unsers Jahrhunderts Schritt zu halten. Ludwig Büchner unternimmt, so viel wir wissen, noch Vortragstourneen und hat voriges Jahr wieder ein Erbauungsbuch für die reifere Jugend: Das goldne Zeitalter, oder das Leben vor der Geschichte (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur) herausgegeben, worin er das Idyll des voreiszeitlichen Menschen annützig beschreibt und die Abschnitte seiner Entwicklungszeit sehr genau auf 78 000, 33 000 u. s. w. Jahre angiebt. Etwas Neues haben wir in seinem Buche nicht gefunden, ausgenommen den Bericht über die musikalischen Affen. Die Schimpanse sollen förmliche Konzerte aufführen, sie erzeugen in größerer Gesellschaft Töne durch Aufschlagen auf hohle Baumstämme und schreien dazu; da hätten wir also Chorgesang mit Klyphonbegleitung. Karl Vogt wendet sich in seinem Buche: Die Menschwerdung (Leipzig, Ernst Wiest, 1892) an die Gelehrten. Er sucht darin alle Veränderungen in der Welt als die Ergebnisse eines Kreislaufs abwechselnder Verdichtung und Verdünnung der Weltsubstanz klar zu machen. Wenn eine „Weltzone,“ wie gegenwärtig die, der unser Sonnensystem angehört, Wärme ausstrahlt, so befindet sie sich „als Trägerin emissiver Potentiale in der absteigenden Phase des Kreisprozesses,“ ihre Körper sind in der Verdichtung begriffen und gehn der Erstarrung entgegen. Ist der Endzustand eingetreten, dann empfängt diese Zone wieder Wärme aus den benachbarten Zonen, ihre Körper werden wieder in Gas aufgelöst, und die Entwicklung beginnt von neuem. Der jeweilige Zustand des organischen Lebens auf den Planeten hängt von dem gleichzeitigen Zustande der betreffenden Weltzone ab. „Jedesmal, wenn die Sonne in den untern Teil ihrer Bahn, in die höher gespannten Ätherregionen eintritt, nehmen die sämtlichen physikalischen Prozesse an Intensität wieder zu. Es entstehen neue Arten, die den physikalischen Konstellationen der neuen säkularen Entwicklungsperiode angepaßt sind, während die alten nicht angepaßten zu Grunde gehen.“ Sehr schön und sehr klar! Nun fehlt weiter nichts, als daß man ein paar Trillionen Jahre auf einem dem Kreisprozesse entrückten ganz unparteiischen Sterne leben und von da die periodische Weltwerdung beobachten könnte, um zu sehn, ob und wie weit die Hypothese wahr ist. Näher als der Anfang oder das Ende eines solchen Kreislaufs liegt uns die

eigne Seele. Deren Geheimnis verspricht uns Vogt zu enthüllen, denn nach dem Titelblatt soll seine Untersuchung abschließen „mit der vollständigen Lösung des Willensproblems, des Problems der juridischen Verantwortlichkeit und des teleologischen Prinzips in der menschlichen Weiterentwicklung.“ Die „vollständige Lösung des Willensproblems“ ist jedoch recht dürftig ausgefallen; sie beschränkt sich auf die Beschreibung des Kampfes zwischen dem Hungergefühl und der Abneigung gegen eine widerliche Speise in der Seele oder, vogtisch gesprochen, im Gehirn eines Menschen. In Beziehung auf die Verantwortlichkeit ist anzuerkennen, daß Vogt die thörichte Lehre Lombroso's von der angeborenen Verbrechernatur zurückweist. Er glaubt, daß durch die Zwangseinwirkung des Erziehers die Gehirnbahnen ebenso in die richtige Lage gebracht werden können, wie die Finger des kleinen Kindes beim Anfassen des Pfefferstiels, und betrachtet die Strafrechtswissenschaft als Volkserziehung, die Strafen demnach als Abschreckung vom Bösen und Zwang zum Guten, wobei die Wörter gut und böse das dem Gesellschaftskörper zuträgliche und schädliche bezeichnen. Seine Teleologie endlich sucht zwischen Pessimismus und Optimismus hindurchslavierend zu dem Ideal der Freiheit, des absoluten Menschenrechts und der uneingeschränkten Menschenwürde zu gelangen, wobei die gegenwärtige Lage der Menschheit und die sozialen Aufgaben in einer von unsrer Auffassung nicht gar weit abweichenden Weise beurteilt werden. Wie freilich die Freiheit verwirklicht werden soll, wenn alles Handeln mit Notwendigkeit aus der teils angeborenen, teils durch Erziehungseinflüsse gebildeten Beschaffenheit des Gehirns hervorgeht, wie die gerade im Besitze der Macht befindlichen dahin gebracht werden sollen, daß sie nicht die Gesundheit des Gesellschaftskörpers fortwährend mit ihrem persönlichen Wohlbefinden verwechseln, wenn es keinen Gott mehr giebt, dem sich alle verantwortlich fühlen, und wie ohne das psychische Element der sittlichen Ideen die Gehirnbahnenleitung jemals über das roheste Streben nach leiblichem Wohlbehagen hinausführen kann, darauf bleibt uns Vogt die Antwort schuldig.

Sind die Hypothesen des materialistischen Monismus bewiesene Ergebnisse der exakten Wissenschaft, oder sind sie es nicht? Im ersten Falle wird man auf die Verwendung religiöser Vorstellungen bei der Jugend- und Volkserziehung verzichten und aufhören müssen, über die Gottlosigkeit der Sozialdemokratie zu jammern. Im zweiten Fall werden sich die Herren Professoren endlich einmal herablassen müssen, dem Volke reinen Wein einzuschenken in Beziehung auf das, was in anatomischer, physiologischer, geologischer Beziehung feststeht und was nicht. Wir wollen eine ganz bestimmte Frage stellen. Edward Abeling hat bei Diez in Stuttgart eine übrigens gar nicht üble Darstellung der Darwinischen Theorie herausgegeben. Darin stellt er u. a. S. 129 ff. die Behauptung auf, der niedrigste Mensch stehe in anatomischer Beziehung dem höchsten Affen näher als dem höchsten Menschen. Ist das wahr, oder ist es nicht wahr? Wir glauben, daß sich diese Frage mit absoluter Sicherheit und Genauigkeit beantworten läßt, und ist sie einmal beantwortet, so muß die richtige Antwort in allen naturwissenschaftlichen Lehrbüchern stehen, so gut wie der Pythagoräer in allen Handbüchern der Planimetrie, und falsche Angaben dürfen so wenig mehr geduldet werden, wie etwa das Perpetuum mobile in einem Lehrbuche der Physik.*)

*) Diese Frage ist kürzlich von einem Zoologen mit aller nur wünschenswerten Entschiedenheit beantwortet worden. Otto Hamann in Göttingen hat in seinem Buche: „Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre“ (Jena, bei Costenoble) von einer Menge sogenannter „biologischer Thatfachen“ nachgewiesen, daß sie — keine Thatfachen sind. D. N.

Pferdefleisch. Von den verschiedensten Seiten strengt man sich gegenwärtig wieder einmal an, das Pferdefleisch populär zu machen. Man führt den überflüssigen Beweis, daß es genießbar und unschädlich sei, und erklärt es für eine Lächerlichkeit, daß Leute, die ohne allen Widerwillen Schweinefleisch verzehren, eines thörichten Vorurteils wegen das Fleisch des weit reinlicheren Pferdes verschmähen. Wie das „Vorurteil“ entstanden ist, wird von diesen Aposteln der praktischen Mäßigkeit nicht weiter untersucht. Da jedoch die Ursache zweifellos auf dem sittlichen Gebiete liegt, und da wir allen Grund haben, auch die unscheinbaren Keime einer sittlichen Weltanschauung zu achten und zu fördern, so lohnt es sich wohl, einen Blick auf die Entstehung dieses eigentümlichen ungeschriebenen Speiseverbots zu werfen.

Müßten wir die wenigen Zeugnisse, die uns von der Einführung des Verbots in Deutschland Kunde geben, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es von den christlichen Sendboten verbreitet wurde, zunächst, wie es scheint, im bewußten Gegensatz zu den Pferdeopfern und Pferdeschmäusen der Germanen. So ist ein Erlaß des Papstes Zacharias an Bonifatius erhalten, worin *fibri et lepores et equi silvatici*, außerdem einige Arten wilden Geflügels verboten werden. Daß dieser Erlaß nicht sofort durchgriff, beweist eine Stelle aus einer St. Galler Handschrift, die uns belehrt, daß ums Jahr 1000 sogar Mönche noch das Fleisch des Wildpferdes genossen:

Sit feralis equi caro dulcis in hac cruce Christi.

Aber veranlaßte den Papst wirklich nur die Abneigung gegen den germanischen Heidenbrauch zu seinem Verbote? Wie kommt es denn, daß er gleichzeitig auch Hasen, Geflügel u. s. w. untersagte? Auf die christliche Lehre kam er sich ebenso wenig berufen, denn das Christentum kennt ja im scharfen Gegensatz zum Judentum keine Speiseverbote. Es bleibt nur ein Ausweg: man empfand damals bereits in Italien und in den römischen Kulturländern überhaupt jenen Widerwillen gegen das Pferdefleisch, den auch wir jetzt größtenteils besitzen. Das Vorurteil gegen den Hasen, das wir noch jetzt bei vielen Naturvölkern wiederfinden, ist nicht auf Deutschland übertragen worden, im Gegenteil auch im Süden geschwunden, der Abscheu vor Pferdefleisch dagegen hat sich eingebürgert und an Kraft noch gewonnen.

Wir verstehen das, wenn wir bedenken, daß das Pferd nicht allein verschmäht wird: der Hund, der in der Urzeit Europas eine willkommene Speise war und noch jetzt bei den untersten Volksklassen nicht unbeliebt ist, wird ebenso gemieden. Hier nun ist es jedem, der einen anhänglichen Hund besitzt oder besessen hat, leicht möglich, sich den Grund der ganzen Abneigung zu vergegenwärtigen: der Gedanke, seinen treuen Gefährten zu schlachten und zu verzehren, wird ihm als eine Art sittlichen Frevels erscheinen — mit einem Worte, der Hund ist unser Freund geworden, dessen Zutraulichkeit wir erwidern, den wir aber nicht als Braten auf unserm Tische sehen möchten. Damit haben wir aber auch die Ursache des Pferdefleischverbots gefunden.

Im Grunde beruht diese Entwicklung auf derselben Vorstellung, die das Verschwinden des Kannibalismus begünstigt, auf den viele Völker schon vor dem Eingreifen der Europäer verzichtet haben. Menschenfleisch ist jedenfalls genießbar, und es muß in den Augen eines Naturmenschen sehr unpraktisch erscheinen, daß wir nach einer Schlacht oder nach einer Hinrichtung nicht wenigstens noch den möglichsten Nutzen von den Getöteten ziehen. Es ist zweifellos eine sittliche Ursache

— Mitleid vor allem —, die uns vor dem Kannibalismus zurückschrecken läßt; aber äußerlich tritt diese Stimmung zunächst als Ekel zu Tage.

Daß wir gerade das Pferd aus der Reihe der Schlachttiere gestrichen haben, hängt mit der Entwicklung unser Volkslebens zusammen; das Pferd ist eben zum besondern Liebling der arischen Kulturvölker geworden. Anderwärts tritt das Kind an seine Stelle, so in Indien, China, selbst im alten Rom, wo das Töten eines Pflugtiers, eines *socius hominum in rustico opere*, wie Varro sagt, mit Verbannung bestraft wurde. Die brahmanistischen und buddhistischen Tötungsverbote, die alle lebenden Wesen einschließen, wachsen aus derselben Wurzel, und so wenig wir geneigt sein mögen, uns diesen Anschauungen anzuschließen, so kann uns doch die statistische Notiz ein wenig zum Nachdenken anregen, daß unter den indischen Eingebornen Verbrechen weit seltner vorkommen als unter uns.

Und das ist es ja auch, was die Beseitigung des „Vorurteils“ gegen das Pferdefleisch in einem bedenklichen Lichte erscheinen läßt. Alle sittlichen Gefühle und Grundsätze hängen unter einander zusammen und stützen sich gegenseitig, und es ist immer voreilig, vom bloßen Nützlichkeitsstandpunkte über sie urteilen zu wollen. In der Schonung des Pferdes haben wir den Rest einer freundlichen Weltanschauung bewahrt. Ob sich dieser Rest freilich halten lassen wird, ob er überhaupt noch berechtigt ist, nachdem die Maschine das Pferd allenthalben zurückgedrängt und seiner bevorzugten Stellung beraubt hat, das ist eine Frage für sich.

Augengift. Dieser Tage ist uns eine „Novität“ der Kunstindustrie zu Gesichte gekommen, die wir noch mehr der Gesundheitspolizei als der ästhetischen in aller Form zu denutziren wünschen: ein Briefpapier, das mit winzigen Figürchen in allen Farben und Gold dicht besät ist. Welcher geistreiche Musterzeichner diesen Unsinn erfunden, und welcher „Papierkonfektionär“ ihn ausgeführt hat, wissen wir nicht, wohl aber, daß dem Leser eines Briefes auf solchem Papier zu Mut wird, als litte er an den sogenannten *mouches volantes* im allerhöchsten Grade, und ebenso läßt sich vermuten, daß die Brieffreiberinnen — denn auf Damen ist das Ding natürlich berechnet — den Zweck, sich die Augen gründlich zu verderben, durch den Gebrauch dieses Papiers schnellstens erreichen werden. Man kann allerdings sagen, das Publikum sei ja nicht gezwungen, auf jede Dummheit hineinzufallen; aber so gut der Verkauf anderer Gifte überwacht wird, dürfte auch Schutz gegen Augengift verlangt werden. Und wer in solchen Fällen über Bevormundung klagt, der — würde ja dankbar dafür sein, wieder einen neuen Grund zum Klagen zu erhalten. Unsrerseits benutzen wir die Gelegenheit, auch über die immer häufigere Anwendung magerer, fadendünnere Schriftlettern zu klagen. Wir haben ohnehin etwas unter unsrer gothischen Druckschrift zu leiden, und in keinem Lande, wo man sich der lateinischen Buchstaben bedient, macht man diese so dünn und kriplich, während die Schriftgießer in Deutschland es zu wege bringen, sogar Antiqua durch Haarstriche weniger lesbar zu machen. Man vergleiche nur einmal ein englisches oder französisches kleingedrucktes Buch mit einem deutschen in lateinischen oder gar in gothischen Lettern! Mit Recht erheben die Augenärzte stets aufs neue ihre Stimme gegen den schlechten Druck von Schulbüchern; mögen sie sich auch derer annehmen, die ohnehin im Dienste der Wissenschaft ihren Augen so viel zumuten müssen und doch auch verurteilt sind, neue Bücher und Zeitungen zu lesen.

Berichtigung. In Heft 22 d. J. veröffentlichten wir einen Aufsatz vom Reichsgerichtsrat Dr. D. Bähr über die Reichstagswahlen. In Heft 26 gaben

wir über dasselbe, für uns zunächst rein akademische Thema einem uns zugesandten Aufsatz Raum, dessen Verfasser die Zweckmäßigkeit der Bährschen Vorschläge bestritt und andre Vorschläge machte. Dabei war ihm ein Mißverständnis untergelaufen, das von uns übersehen wurde. Er hatte den Vorschlag Dr. Bährs, daß die Wähler nach ihrem Einkommen in verschiedene Klassen geteilt und die abgegebenen Stimmen verschieden gezählt werden sollten, wobei als der Multiplikator für die Stimmen aus den Klassen mit höherem Einkommen nicht nur die Zahlen 2, 3 u. s. w., sondern weit höher aufsteigende gedacht waren, dahin verstanden, daß der Millionär vielleicht tausende von Stimmen erhalten sollte. Diesen Gedanken weist Herr Dr. Bähr in einer uns zugesandten Berichtigung als unsinnig zurück, und er beruft sich dabei auf seinen auf Seite 388 stehenden, nicht berücksichtigten Nachsatz: „Als selbstverständlich sehen wir es an, daß von einer gewissen Höhe des Einkommens aufwärts keine Steigerung der Stimmberechtigung mehr eintritt.“ Unter dieser Höhe des Einkommens hatte sich Herr Dr. Bähr, wie er sagt, etwa ein Einkommen von 10 000 Mark gedacht.



Litteratur

Am Tiber. Novelle von Grazia Pierantoni-Mancini. Autorisierte Übersetzung von Therese Höpfner. Berlin, Georg Reimer, 1892.

Die vorliegende Novelle aus der italienischen Gesellschaft der Gegenwart ist nicht ohne Feinheit und seelische Wahrheit, aber trüb und verstimmend, weil sie wiederum die unerquickliche innere Auflösung einer Ehe darstellt, die von Haus aus mit Resignation auf Seiten der Frau geschlossen worden ist, in deren weitem Verlauf es aber an Resignation gebricht. Die Unvereinbarkeit eines nervösen Künstler-naturells mit der plumpen Tüchtigkeit eines erfolgreichen Strebers jüngster Gattung ist mit lebendigem Anteil und guter Beobachtungsgabe geschildert; freilich muß sich der arme Ingenieur Fulvius Terzani seinen in rastloser Arbeit erworbenen guten Appetit als eine besonders schlimme und verletzende Eigenschaft anrechnen lassen. Bemerkenswert und für Italiener rühmlich erscheint der strenge Maßstab, den die geschilderte Gesellschaft ebenso wie die unglückliche Heldin selbst an die Tugend und die innere Reinheit einer verheirateten Frau legen. Die Übersetzung scheint sehr gut zu sein; ein paar Italianismen, die allzuwörtlich verdeutschte sind, wären leicht zu beseitigen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig